



I. TEIL: NEUSTADT

1.

Niemand konnte so malerisch sterben wie Moon.

Sie lag auf dem Rücken, hatte ihr langes kastanienbraunes Haar über die Schultern gelegt und atmete so flach, dass sie ziemlich tot wirkte. Ein runder, weißlicher Lichtstrahl tauchte ihr blasses Gesicht in Mondlicht und verwandelte sie in eine Statue aus edlem Marmor. Um ihre Mundwinkel zuckte es ein bisschen.

»Oh Julia!«, schluchzte Jupiter. »Julia, wie konnte das nur passieren. Du bist tot! Wer, ach, wer hätte das gedacht, dass uns dieses Schicksal trifft, oh, wer!«

»Nun übertreib mal nicht«, murmelte Gandhi neben mir. In der Dunkelheit fühlte ich, wie er den Kopf schüttelte.

Jupiter zog das Messer aus seiner Tasche – das heißt, er versuchte es, aber die Theaterwaffe klemmte in seinem Gürtel, und wir hörten Stoff reißen, bevor er sie schließlich ins Licht hielt.

»Oh! Jetzt naht auch mein Ende!«, rief er laut. »Oh, ich will sterben, nun, da ich nicht ohne dich leben kann! Oh Julia, ich komme mit, wo du auch hingehst!«

Jupiter, klein und breit, mit seinem rundlichen Käsegesicht, hatte eine erstaunlich kräftige und ausdrucksstarke Stimme. Wenn er aus Versehen aus dem Lichtstrahl trat und von der Dunkelheit verschluckt wurde, konnte man fast vergessen, dass er optisch nicht so gut zu der himmlischen Julia passte.

Neidlos musste ich zugeben, dass er den Titel des besten Schauspielers unserer Klasse verdiente. Kein Wunder, dass Gandhi ihn für diese Rolle ausgesucht hatte, obwohl Lucky, Merkur und Schalom viel lauter »ich, ich!« geschrien hatten. Keiner wollte sich die Gelegenheit entgehen lassen, Moon zu küssen.

Jupiter bohrte sich das Messer in die Brust und brach neben seiner Julia zusammen. Ein letztes Mal rappelte er sich keuchend auf und drückte ihr unter reichlich Tränen ein Küsschen auf die Wange.

Die anderen Jungs stöhnten. Jetzt hatte er schon die Chance und vergab sie – mehr traute er sich nicht? Aber gleich darauf wurde es totenstill, denn Julia erwachte.

Moon ließ sich Zeit dabei. Sie schlug die Augen auf, ein Leuchten zog über ihr Gesicht. Langsam, noch völlig benommen, setzte sie sich auf, strich sich die Haare aus der Stirn, verharrte eine ganze Weile, vom Licht beschienen, seufzte und entdeckte dann den dahingeschiedenen Jupiter.

»Romeo?« Ihre Stimme, leise, schon vom Entsetzen gezeichnet, ließ mir einen Schauer über den Rücken laufen. Neben mir kicherte Charity. Ich versetzte ihr einen unauffälligen Rippenstoß, damit sie ruhig war, denn ich wollte keine Sekunde verpassen. Ich war zwar dabei gewesen, als Moon in ihrem Zimmer geübt hatte, aber hier in der verdunkelten Aula war es etwas ganz anderes.

Außerdem musste ich gestern Nachmittag Romeo sein, und sie hatte mir nicht erlaubt, die Augen zu öffnen, während ich tot spielte.

»Romeo?«, fragte Moon etwas lauter, beugte sich über Jupiter und fasste ihn an den Schultern. Sanft schüttelte sie ihn. »Romeo?« Sie wandte sich ab und weinte in ihre Hände. Als sie ihr Gesicht wieder in den Lichtstrahl hielt, glänzte eine einsame Träne auf ihrer Wange.

Dann erblickte sie das Messer und stieß einen Laut aus wie ein verwundetes Tier. Ich hatte zwar noch nie ein Tier gehört, aber so stellte ich mir das vor. Ein Geräusch aus dem Brustkorb heraus oder von noch tiefer, aus den Eingeweiden. Dieser Moment, indem die Kreatur begreift, dass sie sterben muss.

Moon war wieder einmal perfekt. Sie machte fast gar nichts. Sie kniete neben Jupiter und strich ihm über die stoppeligen blonden Haare.

Unpassenderweise erschien ein seliges Grinsen auf seinem Totenantlitz.

Ich warf einen schnellen Blick zu Lucky hinüber, aber in der Dunkelheit konnte ich ihn nicht richtig sehen; ich wusste nur, wo er gesessen hatte, bevor Gandhi das Licht ausgemacht hatte.

»Alles verloren«, klagte Julia äußerst gefasst. Sie jammerte nicht. Ich hatte schon ein paar Aufführungen gesehen, wo die Julia sich schreiend und schluchzend über ihren toten Geliebten warf, aber das hätte nicht zu Moon gepasst. Sie betrachtete ihn nahezu kühl und nahm dann das Messer in die Hand. Sehr überlegt, sehr ... abgeklärt.

»Dann will auch ich nicht mehr leben«, beschloss sie. Wieder hörte ich Charity kichern. »Na, dann auf Wiedersehen«, flüsterte sie, als Moon auf der Bühne sich das Theatermesser in die Brust stieß und über Jupiter zusammenbrach.

Eine Weile war es mucksmäuschenstill, als könnte jetzt noch etwas geschehen – aber was sollte denn passieren, wenn die beiden Hauptdarsteller verblichen waren? –, dann konnte Charity es nicht länger aushalten und platzte lauthals heraus. Ihrem ansteckenden Lachen konnte sich niemand entziehen. Sogar unser ehrwürdiger Geschichtslehrer druckste verstohlen.

»Licht an!«, befahl er. »Nun, wie hat es euch gefallen?«

»Das ist einfach so lustig!« Bei jeder Bewegung verströmten Charitys rote Locken einen intensiven Duft nach Himbeeren und Maiglöckchen. Sie konnte wie immer nicht widerstehen und knabberte an ihren Haarspitzen. Ihr prächtiger Schopf versperrte mir die Sicht auf Lucky, der gerade Moon von der Bühne herunterhalf. »Ich freue mich jedes Jahr darauf! Endlich ist unser Jahrgang an der Reihe. An Moon und Jupiter kommt einfach niemand heran.«

Jedes Jahr sahen wir uns die Aufführungen der Elften an, und jedes Mal behauptete Charity, sie hätte sich noch nie so gut amüsiert.

»Was bedeutet eigentlich der Name Julia?«, fragte Peace. »Warum heißt sie so?«

»Ich würde sie Tränchen nennen«, meinte Charity und erlitt ihren nächsten Kicheranfall. »Und ihn ...«

»Jammero!«, kreischte Peace. »Jammero und Tränchen!«

Da ich mit dem bescheuertsten Namen der ganzen Schule gesegnet war, sagte ich lieber nichts dazu. Die anderen lagen vor Lachen halb auf dem Boden. Sie steckten sich immer gegenseitig damit an, und obwohl ich meistens nicht so recht mitlachen konnte, musste selbst ich glucksen.

Gandhi klatschte in die Hände und scheuchte uns zurück auf die Stühle.

»Nicht schlecht für die erste Probe«, meinte er. »Aber du solltest dich ein bisschen zurückhalten, Jupiter. Too much, wenn du verstehst, was ich meine.«

Jupiter grinste. Er genoss es, auch einmal im Mittelpunkt zu stehen. Dass er mit Moon auf der Bühne kuscheln durfte, war für ihn sicherlich der Höhepunkt des Jahres.

»Aber ich dachte, wir sollten übertriebene Gefühle darstellen«, verteidigte er sich.

»Schon, aber vergiss nicht, diese Gefühle haben die Menschen nicht zum Lachen gebracht, sondern sie in den Wahnsinn geführt. In den Tod. Das ist der Weg ins Verderben. Nur deshalb machen wir das hier, klar?« Gandhi blickte sich um. Vier Schüler und genauso viele – immer noch leise prustende – Schülerinnen heuchelten ungeteilte Aufmerksamkeit. Die Gemischtklasse an der Theodor-Frühlingswetter-Schule, vierter Bezirk, Neustadt, enthielt die acht übriggebliebenen Siebzehnjährigen, die weder in die Sportlerklasse, die Technikerklasse noch in die Schlaubergerklasse passten – das hieß, niemand wusste, was aus uns werden sollte.

Moon hatte den Kopf gegen Luckys Schulter gelehnt. Sie waren das perfekte Paar, sie so hübsch und er mit dem untrüglichen Gespür dafür, wo gerade die beste Party stattfand.

Lucky und ich kannten uns schon seit der Kindergartenzeit, und gemeinsam waren wir in der gemischten Klasse derer gelandet, deren Begabungen sich erst noch entwickeln mussten. Lucky hatte sich mit allen sofort angefreundet, insbesondere mit den Mädchen, und ich war glücklich gewesen, dass Moon nicht etwa die süße Charity oder die perfekte Peace zu ihrer besten Freundin erkoren hatte, sondern mich. Seitdem waren wir meist zu dritt unterwegs.

Da Lucky und ich beide nicht designt waren und uns so gut verstanden, hatte ich damit gerechnet, dass man ihn mir als Freund zuteilen würde. Lucky war mittelgroß und hatte ein spitzes Kinn. Sein Gesicht war insgesamt etwas zu lang und schmal, sodass es etwas von einem Fuchs hatte. Luckys Familie war nicht besonders wohlhabend, und anders als die meisten Kinder,

die nicht bereits vor ihrer Geburt genbehandelt worden waren, war er nie im Nachhinein operiert worden. Trotzdem oder vielleicht auch deshalb hatte ich gedacht, er würde gut zu mir passen, schließlich hatte auch ich die Praxis eines Schönheitschirurgen noch nie von innen gesehen. Mir gefielen seine braunen Haare, seine funkelnden Augen und seine witzigen Bemerkungen. Er hatte einen etwas zu breiten Mund und stand im Ruf, der beste Küsser der Schule zu sein – das allerdings wusste ich nur vom Hörensagen. Lucky küsste jedes weibliche Wesen, das keinen Mundschutz trug, nur mich hatte er noch nie geküsst.

Ich hatte Luckys Namen ganz oben auf meiner Wunschliste stehen, aber das Auswahlverfahren dauerte lange und die genetische Kompatibilität war natürlich wichtiger als unsere persönlichen Vorlieben.

Und dass fast alle Jungs Moon auf ihre Liste geschrieben hatten, war ein offenes Geheimnis. Leider hatte ich mich nie getraut, Lucky zu fragen, ob er meinen Namen an erster Stelle auf der Liste für den Wunschpartner eintragen würde.

Oder an überhaupt irgendeine Stelle. Kein einziges Mal hatten wir über so etwas gesprochen, und als Moon mir vor einem halben Jahr erzählt hatte, sie hätte einen Freund zugewiesen bekommen, hatte ich sie lachend umarmt und nichts Böses ahnend gefragt: »Na, wer ist denn der Glückliche?«

Moons Gesicht verfärbte sich und sie wisperte mir ins Ohr: »Lucky.«

»Oh«, sagte ich. Auf der Suche nach einer lustigen Antwort meinte ich lahm: »Wetten, ich bekomme Jupiter?«

Sie lachte. »Jupiter? Den nehmen sie aus dem Programm, so, wie der aussieht.«

Natürlich hatte unser Klassenkleinster Wachstumshormone bekommen, aber viel größer war er trotzdem nicht geworden, und allen Diätvorschriften zum Trotz war er auch noch schwerer als erlaubt. »Ich habe eine Stoffwechselanomalie«, bekannte er freimütig, und deshalb dachten wir, er würde keine Freundin zugeteilt bekommen. Leute mit Anomalien sollten sich der Gesellschaft zuliebe besser nicht fortpflanzen.

Doch die Gesundheitsbehörde hatte wohl nichts Auffälliges in Jupiters DNS gefunden, denn er ging mittlerweile mit einem Mädchen aus der

Neunten, zwei Stufen unter uns. Ich dagegen hatte immer noch keinen Partner.

»Peas?«

Ich schrak zusammen, als Gandhi sich unvermittelt an mich wandte. »Äh, ja?«

»Erkläre doch bitte, was wir aus dieser Szene gelernt haben.«

Ich riss meine Gedanken von der unerklärlichen Tatsache los, dass ich keinen Freund hatte, und bemühte mich, die Frage zu beantworten. Meine Noten waren in diesem Schuljahr nicht besonders gut. Die meiste Zeit fühlte ich mich schläfrig, und es war bestimmt ein halbes Jahr her, dass ich mich lange genug konzentriert hatte, um eine Klassenarbeit zu Ende zu schreiben. Daher bemühte ich mich, ihm eine befriedigende Antwort zu geben.

»Ähm – es geht um die Gefahr, die Leidenschaft für die Gesellschaft darstellt. Liebe kann leicht tragisch enden, wenn man alles so ernst nimmt und wenn man«, ich suchte in meinem umnebelten Hirn nach Worten, »wenn man glaubt, dass man ohne den anderen nicht leben kann.«

»Oh Julia!«, rief Jupiter theatralisch dazwischen. »Stirb nicht!«

»Deshalb«, fuhr ich fort, weil Gandhi mir freundlich zunickte, »führt der Weg der Leidenschaft unweigerlich in die Katastrophe. Aus Leidenschaft wurden Menschen umgebracht und Kriege begonnen. So etwas darf es nie wieder geben.«

»Gut gesprochen.« Unser Geschichtslehrer nickte zufrieden. »Genau aus diesem Grund ist *Romeo und Julia* Pflichtlektüre für alle elften Klassen. Um uns die Absurdität übertriebener Gefühle vor Augen zu halten. Leidenschaft ist der Beginn des Untergangs. Wilde Gefühle haben die Menschheit an den Abgrund geführt, und nur wenn wir es schaffen, uns davon zu befreien, werden wir die nächste Stufe der Evolution erreichen: den Menschen, der keine Aggression gegen seinesgleichen mehr kennt. Der Mensch, der den Verirrungen der Vergangenheit endgültig entwachsen ist und sich mündig und verantwortungsbewusst verhält.« Gandhi lächelte uns an. »Die Hausaufgabe ist klar: Schreibt einen Aufsatz über das Leid, das Leidenschaft der Menschheit gebracht hat. Titel: Wilde Gefühle und ihre Gefahren. Morgen sehen wir uns wieder.«

Gandhi verfügte über die unnachahmliche Fähigkeit, seine Sätze so zu beenden, dass das letzte Wort exakt mit der Pausenklingel zusammenfiel.

Wir sprangen von den Stühlen. Lucky und Merkur ließen die Jalousien hochfahren und das Tageslicht wieder hereinströmen. Moon tänzelte auf mich zu und hakte sich bei mir unter. »Na, wie war ich? Hat man gesehen, dass die Träne aus Kunststoff war?«

»Keine Spur«, sagte ich. »Es wirkte total echt.«

»Du bekommst bestimmt auch mal eine Rolle, Pi«, meinte Moon, die sofort merkte, dass ich ein wenig niedergeschlagen war. »Du kannst das auch, das weiß ich.«

»Kann ich nicht«, widersprach ich ihr. »Ich würde mich nur lächerlich machen.«

Moon lachte. »Ach was. Na komm, Pi, gehen wir was essen.«

»Leute!«, rief Merkur vom Fenster her. »Das müsst ihr euch ansehen. Eine echte Taube!«

Peace und Charity kreischten. »Igitt! Scheuch sie weg!«

»Jemand müsste das Ungezieferspray holen«, sagte Lucky.

Zuerst wollte ich die Flucht ergreifen, aber dann zog es mich doch zum Fenster, denn ich war einfach zu neugierig. Das letzte Mal, dass ich einen Vogel gesehen hatte, war bestimmt schon zwei, drei Jahre her.

»Mach es zu!«, schrie Charity, als Lucky das Fenster öffnete.

Um das ganze Schulgebäude war seit mehreren Tagen ein Gerüst errichtet. Der Wirbelsturm, der vor drei Wochen hier durchgezogen war, hatte Teile des Daches abgedeckt und einige Wärmespeicherplatten aus der Fassade gerissen. Während des Unterrichts beobachteten wir gerne die Arbeiter, die den Schaden behoben. Dass im vierten Stockwerk Leute vor unserem Fenster hin und her marschierten, war irgendwie lustig, aber eine echte Taube war natürlich noch viel spannender.

»Bist du sicher, dass das nicht ein Adler ist?«, fragte Peace und riss panisch die Augen auf. »Sie ist so riesig!«

»Ein Schwan«, vermutete Charity.

»Hat jemand eine Ballastschnitte übrig? Wenigstens ein paar Krümel?« Lucky beugte sich über das Fenstersims.

Ich trat noch näher an die Öffnung heran. Ja, es war ganz offensichtlich eine Taube. Sie war so groß, dass man sie mit beiden Händen hätte halten müssen, wenn man denn so verrückt gewesen wäre, ein solches Ungeziefer anzufassen. Ihre Federn waren nicht einfach grau, sondern schimmerten metallisch, wie Öl in einer Pfütze. Sie ruckte mit dem Kopf und machte ein paar Schritte vorwärts. Ihre absurd kleinen dünnen Füße waren rosa und wirkten ekelig nackt.

»Oh Lucky, pass bloß auf«, jammerte Moon. »Du steckst dich noch mit irgendwas an.«

Aber Lucky hatte schon das rechte Bein über das Sims geschwungen. »Die sehe ich mir näher an. Mach dir keine Sorgen, mir passiert schon nichts.«

Die Taube flog nicht weg. Sie beäugte ihn aufmerksam, als er auch das linke Bein nach draußen schob und dann mit einem Sprung auf dem Gerüst landete.

»Oh nein, oh nein«, murmelte Schalom, aber wie wir alle konnte er den Blick nicht abwenden.

Lucky stand jetzt draußen. Er bewegte sich mit ausgestreckter Hand auf die Taube zu.

»Du wirst dich desinfizieren müssen«, prophezeite Charity und kletterte ihm nach. »Von Kopf bis Fuß, wetten? Warte, ich hab hier was.« Sie bückte sich und versuchte, den Vogel mit ein paar Krümeln zu sich zu locken. »Komm her, du Parasitenschleuder, komm zu Mami!«

Merkur war mit einer Flasche Desi-Spray wieder aufgetaucht und stieg nun seinerseits aus dem Fenster. »Lass mich durch!«, rief er. »Hier kommt der Spray-Man! Der Hausmeister ist auch schon unterwegs.«

»Halt die Klappe. Du erschreckst sie ja.« Lucky hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als die Taube hochflatterte.

Merkur hechtete nach vorn, die Flasche vor sich gestreckt, und pumpte schon, während er noch sprang. Charity, die sich gerade zurückziehen wollte, bekam eine volle Ladung Spray ins Gesicht und taumelte aufschreiend zurück. Auf einmal kam mir das Gerüst unglaublich schmal vor, und die Metallstäbe, die es zusammenhielten, wiesen erschreckend große Lücken auf.

»He, hiergeblieben«, sagte Lucky und packte Charity am Arm. Er riss sie zurück, und sie prallte gegen ihn.

»Hoppla.«

Charity wischte sich mit dem Ärmel über die Augen. »Danke.«

»Nichts zu danken«, sagte Lucky und küsste sie.

So war Lucky eben. Er küsste alle Mädchen, die sich irgendwie zum Küssen anboten.

Merkur steckte den Kopf durch die gekreuzten Metallstäbe und blickte nach unten. »Das ist ganz schön tief, du meine Güte.«

»Was macht ihr denn da?« Einer der Arbeiter kam gerade die Leiter von der Etage über uns herabgestiegen. »Ihr habt hier nichts zu suchen.« Er trug Werkzeuge in der Hand und versuchte, sich zwischen Charity und Lucky, die am Fenster standen, und Merkur am äußeren Rand hindurchzuquetschen. »Rein da, aber dalli.«

»Klar«, sagte Lucky. »Entschuldigung.«

»Jetzt wird mir schwindelig«, verkündete Merkur und sprang zurück. Er stieß gegen den Arbeiter, der seinerseits gegen Lucky und das Mädchen krachte. Einen Moment lang waren alle vier in Bewegung, schwankend wie Fahnen im Sturm, und sogar das Gerüst wackelte. Merkur bekam gerade noch die Metallstangen zu fassen, doch der Arbeiter, der die Hände nicht frei hatte, hatte nicht so viel Glück. Er stolperte nach vorne und verschwand einfach.

Es war merkwürdig – eben noch stand er zwischen den anderen auf dem Brett, im nächsten Moment war er weg.

Lucky schubste Charity durchs Fenster und packte Merkur am Hemd.

»Er ... er liegt da unten«, stammelte Merkur. »So ein Pech aber auch.«

»Ja ja«, sagte Lucky. »Und du gehst jetzt wieder da rein.« Er zog seinen Freund, der die Stangen gar nicht mehr loslassen wollte, zum Sims, wo sich ihm hilfsbereite Hände entgegenreckten.

»So. Da sind wir wieder.«

Sie waren alle wieder da. Als wäre nichts passiert. Charity eilte wimmernd zum Waschbecken, um sich die Augen auszuwaschen. Ihre Haut rötete sich bereits.

Merkur sang leise. »Gib dich in den Glücksstrom, umarme die Sonne, öffne die Augen ...«

Lucky wischte sich die Hände an den Hosen ab. »Was für eine Stunde haben wir jetzt?«

»Mathematik«, sagte Moon und schloss das Fenster.



2.

»Wie fühlst du dich, Peas?«

Das ist die Wahrheit.

Mein Name ist Peas. Peas Friedrichs.

Nicht nur, dass meine Mutter am Anfang der Schwangerschaft auf einen Geburtstechniker verzichtet hatte, ich bekam auch ausgerechnet die dämlichste Hebamme von Neustadt ab. Weil sie nicht richtig Englisch konnte, hat sie meinen Namen falsch eingetragen. Natürlich wollten meine Eltern mich »Peace« nennen, und sie versichern mir immer, dass es dasselbe ist, wenn ich mich beschwere.

Aber das ist es nicht. »Peas« bedeutet nicht Frieden, sondern Erbsen. Ich meine, wie kann man sein Kind »Erbsen« nennen? Selbst aus Versehen dürfte so etwas nicht passieren. Wenn mich jemand fragt, der mich nicht kennt, behaupte ich natürlich immer, ich heiße Peace. Um mich von der anderen (hübschen, operierten) Peace in unserer Klasse zu unterscheiden, hat sich für mich die Abkürzung Pi eingebürgert – jedenfalls glauben das meine Mitschüler. Aber eigentlich war es ganz anders. Lucky hat mich schon immer Pi gerufen, schon damals im Kinderhort, als wir zusammen Türme gebaut und Papierfiguren gefaltet haben.

»Wie fühlst du dich, Peas?«, fragte Doktor Händel. Er wusste natürlich, wie ich richtig hieß. Es stand auf allen Dokumenten. Zusammen mit allem anderen.

»Gut«, sagte ich. »Natürlich geht es mir gut.«

Doktor Händel leuchtete mir in die Augen und besah sich meine Zunge.

»Ich hab das mit der Taube gehört. Hattest du Kontakt zu ihr?«

»Nein, hatte ich nicht. Ich hab mich nicht mal aus dem Fenster gelehnt.«

»Gut. Felix? Peas' Welle bitte.«

Felix, Dr. Händels Assistent, öffnete die große Schublade mit den Glasröhrchen und zupfte das mit der richtigen Nummer heraus. Die Flüssigkeit darin schimmerte braun, mit einem Stich ins Rötliche. Sie sah immer gleich aus. Und die Wirkung war immer dieselbe: Danach ging ich wie auf Watte.

Jedes dieser Röhrchen enthielt sieben winzige Kapseln, die sich in einer vorherbestimmten Reihenfolge zersetzten. So wurde gewährleistet, dass man immer auf demselben Glückslevel blieb. Oder, in meinem Fall, auf dem immer gleichen Level trauriger Benommenheit.

»Schwimm im Glücksstrom«, summte Felix, während Dr. Händel zur Tat schritt. »Schwimm auf der Welle, schwimm im Strom. Lass ihn niemals abreißen ... lalala.«

»Sie haben doch wohl nicht den Text vergessen?«, fragte der Doktor heiter, und wir lachten alle gemeinsam. Dieses Lied sogen wir mit der Muttermilch auf. Jeder in Neustadt kannte es auswendig.

Ich schob meinen Ärmel hoch. Der kleine Pieks in den Oberarm war kaum zu spüren. Trotzdem zuckte ich oft innerlich davor zurück. Manchmal wünschte ich mir sogar, die Pubertät wäre endlich vorbei und ich würde wie die Erwachsenen das Pflaster bekommen, das für eine langsame, gleichmäßige Zufuhr von Glück sorgte. Die Erwachsenen wurden auch nicht mehr so häufig untersucht wie wir Jugendlichen, bei denen die optimale Dosierung alle paar Jahre neu festgelegt wurde.

»Sonst irgendetwas Außergewöhnliches?«, erkundigte sich der Doktor. »Ihr nehmt zurzeit Shakespeare durch?«

»Ja«, sagte ich. »Vom Mittelalter zur finsternen Moderne.«

»Wilde Gefühle, hm?«

»Ich muss noch einen Aufsatz darüber schreiben. Haben Sie einen Tipp für mich?«

Er tupfte etwas auf meinen Arm und lehnte sich zurück. »Du könntest den Schwerpunkt auf das neue Zeitalter legen.«

»Die Hoffnung auf den neuen Menschen«, ergänzte Felix.

»Ja, vielleicht tue ich das.«

Eigentlich war ich jetzt fertig, aber ich blieb auf dem Drehstuhl sitzen und fuhr damit vor und zurück.

Doktor Händel sah auf. »Ist noch was?«

Ich druckste ein bisschen herum. »Ähm – steht denn schon fest, wann mir ein Freund zugeteilt wird?«

»Wann bist du siebzehn geworden?«

»Im März.«

Er wischte mit dem Daumen über seinen Bildschirm und schüttelte den Kopf. »Noch ist nichts eingetroffen. Mach dir mal keine Sorgen, manchmal dauert es eben länger, jemanden zu finden. Schließlich muss es passen, nicht? Wir alle wünschen uns liebe, gesunde Kinder, die dem neuen Menschen ein kleines Stückchen näher sind. Du nicht auch?«

»Ja, klar.« Ich nickte. Manchmal lag die Traurigkeit wie eine graue Wolke über mir. Ich wusste, das war nicht normal. Moon zum Beispiel war in ihrem ganzen Leben kein einziges Mal traurig gewesen. Jedenfalls nicht so wie ich. Schon länger hatte ich den Verdacht, dass ich deshalb keinen Partner zugeeilt bekam. Weil sie irgendwie wussten, dass mit mir etwas nicht stimmte. Der neue Mensch würde nicht traurig sein, sondern glücklich. Wir schwammen alle im Glücksstrom, getragen von den Wellen, die wir uns regelmäßig beim Arzt abholten. Bereits jetzt war jeder Mensch in Neustadt heiter und zufrieden. Welches Ziel hatte es denn, die Evolution voranzutreiben, wenn dabei jämmerliche, deprimierte Gestalten herauskamen?

»Mach dir keine Sorgen, Peas«, wiederholte Doktor Händel freundlich. »Es muss ja niemand von der Schule sein. Falls du dir Gedanken machst, weil die meisten Jungen deines Alters quasi schon weg sind. In Neustadt gibt es genug junge Leute. Das wird schon.«

Er schüttelte mir die Hand.

Im Flur waren alle Wartestühle besetzt. Weil ich den Betrieb so lange aufgehalten hatte, musste das letzte Mädchen in der Reihe sogar stehen und verdeckte mit ihrem Kopf das »Glück« in der Aufschrift *Lass den Glücksstrom nie abreißen*. Lucky war nach mir dran.

»He, hast du dir gleich zwei Wellen verpassen lassen, oder was?« Er grinste mich an, und eine warme Woge schwappte durch meinen Körper.

»Keine Sorge. Ich hab dir noch was übriggelassen«, sagte ich.

»Oh, wenn ich dich sehe, reicht mir eine halbe Dosis, um glücklich zu sein. Wartest du? Ich geh gleich mit Moon in die Mensa.«

Er bekam gar nicht mit, wie ich nickte, während er im Sprechzimmer verschwand. An die Tür gelehnt stand ich da und atmete tief durch. Gleich würde die Wirkung einsetzen. Das Glück. Wo blieb es bloß? Ich hatte

schon manchmal darüber nachgedacht, ob ich nicht darum bitten sollte, die wöchentlichen Abstände der Glücksgaben bei mir zu verkürzen. Aber wenn ich mich darüber beschwerte, dass ich mich komisch fühlte, würde ich vielleicht nie einen Freund bekommen. Besser, man fiel der Gesundheitsbehörde nicht auf.

»Was gibt's denn heute in der Mensa?«, fragte Orion, der Junge, der als Nächstes an der Reihe war. Er war im Jahrgang über uns und brachte in diesem Sommer seine letzten Wochen an der Schule hinter sich. Da er ein Riese von nahezu zwei Metern war, konnte man ihn nicht übersehen. Auch in meiner Klasse war Orion häufig Gesprächsthema, denn wie das Sportteam, dessen Kapitän er war, ohne ihn auskommen sollte, war manch einem ein Rätsel. In unserem Jahrgang gab es zwar auch einen sportlichen Überflieger – Zeus –, doch leider auch ein paar Nieten zu viel, Jupiter zum Beispiel, und das musste man erst einmal ausgleichen.

»Tofu-Bratlinge«, antwortete ich liebenswürdig. Zu ein Meter fünfundneunzig geballter Kraft ist man am besten stets höflich und zuvorkommend. »Dazu Vitaminsoße mit Gemüsegeschmack.«

»Ach, wie nett.« Orions grinste zufrieden. Tofu-Bratlinge gab es nahezu jeden Tag, nur die Geschmacksrichtung der Soße variierte der Gesundheitsdienstleiter nach Gutdünken. Deshalb war die Sorte jedes Mal eine Überraschung.

»Ich hab schon gegessen und es war wunderbar lecker«, piepste ein dünnes Stimmchen.

Orion sah auf das Mädchen herunter, das neben ihm saß und kaum bis zu seinem Ellbogen reichte.

»Ach«, sagte er noch einmal.

»Der Honig-Zimt-Nachtisch ist traumhaft«, fing sie an und klimperte mit ihren Augenlidern. Diese Kleine konnte es doch nicht im Ernst auf Orion abgesehen haben? Von Lucky wäre sie bestimmt spätestens jetzt abgeküsst worden, doch Orion drehte sein Gesicht wieder zur Tür des Spechzimmers, durch die gerade der Freund meiner besten Freundin trat.

»Fertig. Komm, Pi, gehen wir.« Lucky trabte los, und ich heftete mich an seine Fersen.

Nach fünf Minuten konnten wir beide die Wirkung der Welle bereits spüren. Wie ein weißgrauer Schleier waberte sie durch mein Blut und verlieh meinen Füßen ein schwebendes Gleiten. Lucky lachte laut auf und schlug mitten auf dem Flur einen Salto, einfach so, wirbelte eine Schülerin herum, die uns gerade entgegenkam, und sprang mit einem lauten »He ja!« durch die Flügeltüren der Mensa.

Ich war zu benommen, um den zurückschwingenden Türen auszuweichen, und wurde rückwärts zu Boden geschleudert. Der Schmerz war irgendwie unreal. Es fühlte sich an, als würde jemand meinen Kopf in seiner Faust auspressen wie eine Zitrone. Ich lag da, und aus der aufgeplatzten Wunde auf meiner Stirn strömte Blut. Heiß fühlte ich es über meine Haut rinnen. Die Schüler, die sich an mir vorbeidrängten, versuchten über die Blutlache zu hüpfen, um ihre Schuhe nicht schmutzig zu machen. Stöhnend setzte ich mich auf, aber mir war so schwindelig, dass ich mich wieder zurücksinken ließ.

»Hallo, Kleine.« Ein Mädchen war neben mir stehengeblieben – eine braunhäutige Schönheit mit Rastazöpfen. Sie war nur eine Stufe über mir, aber ich wurde öfter für jünger gehalten als siebzehn. »Du verpasst noch die leckere Honig-Creme. Vielleicht solltest du lieber nicht hier rumliegen.«

»Ich bin verletzt.« Nur mit Mühe brachte ich die Worte heraus. »Sagst du Doktor Händel Bescheid?«

»Du kannst hier nicht rumliegen«, beharrte das Mädchen. »Wir dürfen den Fußboden nicht schmutzig machen.« Bestimmt war sie Klassensprecherin und dazu verpflichtet, sich um einen reibungsfreien Ablauf in der Mensa zu kümmern. Ihre Stimme floss an mir vorbei, so wie das Blut mir über die Haut tropfte. Ich betrachtete das Rinnsal, das mir über die Hand lief. Ich hätte ihr ja gerne gehorcht, aber mir war zu schwindelig, um mich zu bewegen.

Sie drückte auf die Notruftaste neben der Mensa-Tür und wollte schon hineingehen, als ihr offenbar noch etwas einfiel. Undeutlich bekam ich mit, wie sie ein paar Schüler aufhielt und zu mir lotste. Jemand packte meine Knöchel, ein anderer fasste mich unter die Arme, und gemeinsam zogen sie mich zur Seite. Ich beschloss, vorübergehend ohnmächtig zu werden, doch

stattdessen fing mein Blick das gesprenkelte Muster des Steinfußbodens ein, das vor meinen Augen zu tanzen begann, und ich dachte an Zimtstreusel auf Honigcreme.

Das Muster faszinierte mich; die Punkte schienen immer schneller zu hüpfen.

»Ich geh jetzt«, sagte das Mädchen fröhlich. »Viel Spaß noch!«

Wenig später beugte sich Felix über mich. »Was machst du bloß, Peas?«, fragte er kopfschüttelnd.

»Keine Ahnung.« Ich versuchte gar nicht erst, sein Kopfschütteln nachzuahmen.

Dunkle Wogen fluteten über mich, während er mir mit einem kühlen, feuchten Tuch das Blut abwischte. »Das muss Dr. Händel nähen.«

»Tja«, murmelte ich, »so komm ich ja doch noch in den Genuss einer Schönheits-OP.«

Felix mochte mich wirklich leiden, denn er lachte, statt eine dumme Bemerkung zu machen. »Du willst wohl mit einer neuen Nase aufwachen? Keine Chance. Für das hier genügt eine örtliche Betäubung. Wenn überhaupt. Und jetzt ab in den Rollstuhl.«

Damit ich nicht herausfiel, schnallte er mich fest.

Als ich versuchte, mich ruckartig umzudrehen, fragte er mich besorgt, ob es wehtat. Dabei versuchte ich nur, durch die Glasscheiben der Flügeltüren einen Blick in die Mensa zu werfen. Moon und Lucky wunderten sich bestimmt, warum ich nicht zum Essen kam.

»Nein«, antwortete ich. »Gar nicht.«

Felix schob den Rollstuhl mit einem Affenzahn durch die langen Korridore, und hätte den Letzten in der Warteschlange beinahe umgemäht. »Bahn frei!«

Man ließ uns durch.

»Na, dann wollen wir mal, meine liebe Peas«, sagte Dr. Händel. »Keine Angst, es ist gleich vorbei.«

Um mich herum waberte die Wolke, sodass er sich die Aufmunterungsversuche hätte sparen können. Es war mir sowieso alles egal. Nur nicht der Gedanke an meine beiden Freunde, die allein am Tisch saßen. Bestimmt

würde Lucky Moon küssen und ihr die letzten Spuren des Honig-Zimt-Desserts von den Lippen lecken.